

WOLFGANG HUBER

PREDIGT IM FESTGOTTESDIENST ZUM EINHUNDERTJÄHRIGEN
STANDORTJUBILÄUM DES EVANGELISCHEN JOHANNESSTIFTS IN SPANDAU

18. September 2010

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen. (1. Korinther 13, 13)

Liebe Festgemeinde,

Dieses Wort aus dem Hohen Lied der Liebe spannt sich über manches Menschenleben. Vielen wird der Geist des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe schon bei der Taufe zugesagt; so werden sie immer wieder daran erinnert, was ihr Leben trägt. Vielen wird dieser biblische Satz zur Konfirmation mitgegeben als Wegweisung für ihr Leben. Viele stellen das gemeinsame Leben in der Ehe unter diese Verheißung und finden in ihr immer wieder Zuflucht, in schweren wie in guten Tagen.

Ähnliches gilt für das Evangelische Johannesstift. Als heute vor einhundert Jahren das neue Stiftsgelände eingeweiht wurde, war der Gottesdienst durch das Hohe Lied der Liebe bestimmt;

daran knüpfen wir heute an. Stiftsvorsteher Wilhelm Philipps legte den Schlussvers aus; für die damals pflichtgemäße Dreiteilung der Predigt war wie von selbst Sorge getragen: Glaube, Hoffnung, Liebe – so hießen die drei Teile seiner Predigt. Ich folge ihm darin – nicht. Ich nehme vielmehr zwei Hoffnungen aus der damaligen Predigt auf, um zu fragen, was wir aus der Geschichte dieses Ortes für die Zukunft lernen können, eine Zukunft unter dem Leitgestirn von Glaube, Hoffnung, Liebe.

Die eine Hoffnung, die vor einhundert Jahren laut wurde, war ganz handfest darauf gerichtet, dass das Evangelische Johannesstift hier im Spandauer Forst auf Dauer Heimat finden würde. Die andere Hoffnung war, dass es auf Dauer vom Geist des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe bestimmt sei. Unsere Hoffnung ist, dass wir aus der Erfahrung der Geschichte für die Zukunft lernen.

I.

Heimat auf Dauer, darauf hoffte das Evangelische Johannesstift damals. Über der Einweihung des Stiftsgeländes vor einhundert Jahren stand die inständige Bitte, dass das Evangelische Johannesstift nun auf Dauer an einem Ort bleiben könne. Sehnsucht nach Heimat – so kann man diese erste Hoffnung beschreiben. Der damalige Stiftsvorsteher drückte das so aus: „Gott gebe, dass es nun eine bleibendere Stätte gefunden hat, da es sich erbauen kann zu einer Behausung Gottes, von der es gilt: ‚Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen.‘“ Eine große Hoffnung, aber nach dem ersten halben Jahrhundert in der Geschichte des Johannesstifts nur zu verständlich.

Das Evangelische Johannesstift, 1858 durch Johann Hinrich Wichern gegründet, hatte in den ersten 52 Jahren seiner Existenz bereits verschiedene Standorte gehabt: Zuerst mehrere provisorische Behausungen in Moabit, dann das Stiftsgelände in Plötzensee. Als man diesen Standort in Plötzensee aufgeben musste, weil dort der Westhafen gebaut werden sollte, war das wenigstens ein lukratives Geschäft. Von dem Erlös ließ sich an der Schönwalder Allee eine „kleine Stadt“ errichten, wie man damals sagte, ein durch die Architekten Solf und Wichards ansprechend konzipiertes Gemeinwesen, eine Heimat für viele Menschen, mit dieser Kirche als Mitte und Fluchtpunkt. Von dem Kreuz war diese Kirche bekrönt, das heute in neuem Glanz erstrahlt. Man spürt es den Berichten über die damalige Zeit ab: Nicht Verlustangst, sondern die Freude über eine wirkliche Heimat bestimmte das Denken der Menschen.

Der biblische Einwand ist bei der Hand: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir“. Dass alle irdischen Stätten vergänglich sind, ist dem Johannesstift aus der ersten Phase seiner Geschichte durchaus bewusst. Umso dankbarer können wir sagen: Die Hoffnung auf eine „bleibendere Statt“ hat sich bewahrheitet, nun seit einhundert Jahren. Alle, die hier leben und arbeiten, sind dankbar für diese Oase am Rande der Stadt, für diesen Ort der Geborgenheit und der Begegnung, der Zuwendung und Hilfe. Die Gebäude wurden im Laufe der Zeit den veränderten Anforderungen entsprechend umgestaltet, neue wurden hinzugefügt. In der jüngsten Vergangenheit wurden weitere Planungen durch die Erweiterung der bebaubaren Fläche möglich. Das ist ein großer und gewichtiger Schritt, für den wir dankbar sind.

Wir bekennen uns zu diesem Standort an der Schönwalder Allee und wollen ihn weiterentwickeln. Die diakonische Arbeit, die hier getan wird, hat sich zugleich ausgedehnt, in andere Teile Berlins wie über die Grenzen Berlins hinaus in vier weitere Bundesländer – Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Niedersachsen und Thüringen. Aber das ändert nichts daran, dass dieses Gelände im Spandauer Forst die Mitte des Evangelischen Johannesstifts bildet.

Doch eine „bleibendere Statt“ zu haben, bedeutet nicht, von Erschütterungen und Umbrüchen unberührt zu bleiben. Im Fall des Johannesstifts kamen diese schnell. Bald nach der Einweihung des neuen Geländes brach der Erste Weltkrieg aus, die Unsicherheiten der Nachkriegszeit mitsamt der großen Inflation von 1923 folgten bald. Die aufgesparten Mittel aus dem Verkauf des Geländes in Plötzensee waren schnell aufgebraucht, die Existenz des Werks war gefährdet. Erst aus dieser Not heraus entstand das klare diakonische Konzept, an dem sich die Arbeit bis zum heutigen Tag orientiert: die helfende Zuwendung zu jungen Menschen, zu Behinderten und zu Alten. Jugendhilfe, Behindertenhilfe und Altenhilfe wurden zu den drei Markenzeichen der diakonischen Arbeit an diesem Ort und über diesen Ort hinaus.

1926 begann diese neue Struktur, doch die nächsten Erschütterungen folgten bald. Zur Weimarer Republik hatten die Verantwortlichen des Johannesstifts nie ein unbefangenes Verhältnis entwickelt. Autoritäre Anwandlungen lagen den Verantwortlichen nahe; doch dem antichristlichen Geist der NS-Ideologie widersprachen sie. Die nationalsozialistische Herrschaft und der Zweite Weltkrieg, die Teilung Deutschlands und Berlins – das waren keine leichte Zeiten für die Diakonie. Vom Rand wieder in

die Mitte – so kann man die Veränderung beschreiben, die sich mit dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung vor zwanzig Jahren verband. Man muss einen Augenblick inne halten, um sich deutlich zu machen: Zwanzig der hundert Jahre, auf die wir zurückblicken, waren Jahre der neu geschenkten Einheit in Freiheit – vom Rand in die Mitte.

II.

Geprägt von einem guten Geist, dem Geist des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Das war die andere Hoffnung, die den Neuanfang im Spandauer Forst bestimmte. Überschwänglich brachte Stiftsvorsteher Wilhelm Philipps das vor einhundert Jahren zum Ausdruck. Als die „größte der Gottesgaben“ bezeichnete er die Liebe, „die vom Himmel stammt und zum Himmel führt, die im Himmel regiert und deshalb auch auf Erden die Königin sein soll, der alle huldigen sollen.“ Ganz besonders hob er die Aufgabe hervor, „in dieser Christusliebe die Jugend zu leiten, in dieser Liebe sie zu tragen mit ihren Schwächen, in dieser Liebe ihr aufzuhelfen zu allem Guten“. Eine große Aufgabe und ein klares Ziel.

Heute danken wir dafür, dass dies gelang – nicht nur gegenüber der Jugend, sondern ebenso gegenüber Behinderten und Alten. Generationen von Mitarbeitenden haben sich in den Dienst dieser Aufgabe gestellt, oft selbstlos und aufopferungsvoll. Aber wir bekennen auch, dass Leben und Erziehung im Evangelischen Johannesstift dem Maßstab der Liebe nicht immer genügte. „Ich kann mich nicht an liebevolle Momente erinnern“, schreibt eine Bewohnerin im Rückblick auf die fünf Jahre ihrer Kindheit, die sie vor mehr als einem halben Jahrhundert in unserem

Johannesstift verbrachte. Erschütternd schildert sie ihre Reaktion auf die Pein, die ihr widerfuhr: „Ich habe sehr viel geweint in diesen fünf Jahren, aber irgendwann habe ich trainiert, meine seelischen und körperlichen Schmerzen lautlos zum Ausdruck zu bringen. Um nicht ständig negative Aufmerksamkeit bei den Tanten zu wecken, hatte ich trainiert, mit weit geöffneten Augen die Tränen lautlos kullern zu lassen, das war dann nicht so auffällig.“

Diese lautlosen Tränen rühren heute unser Herz an, ja rütteln uns auf; und wir bekennen, dass die Behandlung eines behinderten Kindes, die solchen Schmerz auslöste, nicht vereinbar war mit der Christusliebe, die „die Jugend trägt mit ihren Schwächen und ihr aufhilft zu allem Guten“. Wir stellen uns auch diesem Teil unserer Geschichte und wissen, dass die Kritik an der Heimerziehung in den Nachkriegsjahrzehnten auch uns im Evangelischen Johannesstift trifft.

Ebenso wie die Diskussion über die Heimerziehung in den fünfziger Jahren beschäftigt uns heute das Erschrecken über sexuelle Übergriffe in der folgenden Zeit. In den wenigen Vorgängen, die uns aus dem Johannesstift bekannt sind, wurde sofort konsequent und ohne falsche Kompromisse gehandelt. Die öffentliche Berichterstattung freilich nimmt nur wahr, dass es Missbrauchsfälle auch im diakonischen Bereich gegeben habe; es sollte jedoch auch ausdrücklich gewürdigt werden, dass, so weit wir wissen, im Evangelischen Johannesstift die Reaktion darauf genau den Erwartungen entsprach, die an anderen Orten so bitter enttäuscht wurden.

III.

Können wir aus der Geschichte lernen? So fragen wir zum Schluss. Kann die Erinnerung unseren Zukunftshoffnungen Flügel verleihen? Möglich ist das nur, wenn wir tiefer bohren, weiter schauen, uns an den Geist halten, der diesem Ort von seinen Anfängen an zugesprochen wurde.

„Gott ist die Liebe“. So heißt der biblische Wahlspruch, den Johann Hinrich Wichern dem Evangelischen Johannesstift mit auf den Weg gab. Wir hören ihn heute mit neuen, geschärften Ohren. Wir bekennen, dass der Geist des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe nicht immer die Herrschaft hatte. Doch Gott erneuert diesen Geist des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Er schenkt uns einen neuen Anfang – über Irrwege und Versäumnisse hinweg. Wir stellen uns auch den dunklen Seiten unserer Geschichte; wir bringen das Leid der Gedemütigten vor Gott; wir bergen uns in der Zusage der Vergebung; wir bauen darauf, dass Gott uns einen neuen Anfang schenkt. Nicht auf unsere eigene Kraft vertrauen wir, wenn wir zuversichtlich weitergehen, sondern auf Gottes guten Geist.

So lernen wir aus der Geschichte und wenden uns den Aufgaben des Tages zu. Mit großer Dankbarkeit sehe ich das unermüdliche Bemühen in der Mitarbeiterschaft, in der Leitung, im ehrenamtlichen Engagement für dieses Kleinod der Diakonie; es ist bestimmt von einem klaren professionellen Profil, unmissverständlich an ethischen Maßstäben orientiert, dem christlichen Auftrag verpflichtet, den Johann Hinrich Wichern uns mit unserem biblischen Taufspruch mitgegeben hat: „Lasst uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit.“

Diese Grundorientierung haben wir uns vor zwei Jahren wieder vor Augen gestellt, als wir das 150-jährige Jubiläum des Evangelischen Johannesstifts feierten. Was diese Grundorientierung bedeutet, buchstabieren wir auch zwei Jahre später durch, wenn wir uns fragen, wie die Einheit des erneut größer gewordenen Johannesstifts innerlich geprägt und weiter entwickelt werden kann – in einer Zeit, in der neue Einrichtungen wie die Christlichen Seniorendienste Hannover oder das Seniorenzentrum Sunpark in Neukölln hinzugekommen sind.

Wir wollen den Dienst am Nächsten auch in Zukunft leisten; deshalb stellen wir uns auf die Veränderungen ein, von denen unsere Zeit geprägt ist. Wir begegnen ihnen nicht durch einen Rückzug; sondern wir ziehen weiter. Wir brechen auf zu neuen Formen diakonischer Gemeinschaft und diakonischen Handelns. Wir folgen dem Dreigestirn, das uns die Richtung weist. *Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen. Amen.*